

# Lese-Proben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **13 (1933-1934)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

leicht notwendige, sicher unschöne Schritt aus der Religion hinaus in den Zank der Welt getan. Ganz ausgezeichnet, in gedrängter Kürze, mit jener Schärfe und Graktheit, die die Lektüre juristischer Werke zur Geistesjäuberung gedeihen und zum Genuß werden läßt, orientiert der Grundriß von **Schacffer** und **Brode** („Kirchenrecht“, 12.—14. Aufl. Leipzig, Hirschfeld) über dies zwittrhafte Gebiet. Starr und mächtig, ein Kind des römischen Imperiums, steht der katholische Rechtsbau da; unsicher, schwankend, oft wie mit schlechtem Gewissen, zer-

fahrend in eine Fülle von Bächlein, so zeigt sich das Recht der protestantischen Kirche in all ihrer Buntheit. Wo steckt mehr Leben? Und kann die Fülle des Lebens über den religiösen Wert entscheiden? So oder so, es täte jedem, dem das Christentum und die Gestalt des Großen, dessen Reich nicht von dieser Welt sein wollte, am Herzen liegt, gut, sich durch dies treffliche Handbuch zur Frage aufrütteln zu lassen: wie vertragen sich Religion und Kirche?

U. A t t e n h o f e r.

## Lese-Proben

**Felix Kiemkasten.**

„Der Bonze“.

(Aus „Der Bonze“, Brunnen-Verlag, Berlin.)

(Vom Zauber der Volksrede.) — „Aus der Arbeit entnahm Karl viel neue Kunde über die Welt. Die Welt war herzergreifend groß, und alles Bisherige war beschämend klein gewesen. Zuweilen, wenn er in einer Versammlung sprach, fühlte er sich ergriffen durch den Anblick so vieler geplagter Menschen, die vom Leben nichts wußten und nichts hatten. Dann mochte er ihnen das Herz aus dem Leibe reißen, mochte sie hochtreiben, aufjagen. . . Erwacht, erwacht doch! So wurde er berühmt durch seine Reden, die ihm dichterisch schön vom Munde flossen. Sogar die Beisetzungsreden für verstorbene Dissidenten übertrug man ihm, Hinterbliebene suchten ihn auf, und einmal hielt er eine Jugendweihe ab, bei der selbst Männer die Tränen nicht verhalten konnten. Aber wenn er sah, wie rasch alle seine Worte verhallten, wie wenig man begriff, und wie bald Skat und Wirtschaft, Schrebergarten und Müdigkeit, Kinder und Vergnügen alles wegwischten, wenn er sah, wie stumpf und drohend und verloren sie festhielten am Sonntagsanzug gleich den Bürgerlichen, am Plüschsofa, wie es die Bürger gestern hatten, an Redensarten und Anschauungen gleich den Bürgern, und wie sich sie verklagten wegen gegenseitiger Beleidigung und wie sie rachefreudig, schadenfroh das verhaßte bürgerliche Gericht benutzen, um dem Elendgenossen mal derbe eins auszuwischen, . . . da wurde er lahm. Gerade um solcher Erkenntnisse willen sah er sich vor, über diese Erkenntnisse zu sprechen. Hüte dich, war sein Gedanke, daß du nicht selber hineinmußt in diese Masse! Diese Angst trieb ihn an, um jeden Preis das Gefürchtete zu vermeiden. Darum gab er der Masse den Ritsch, die dick aufgestrichene Süßigkeit, die sie liebte. Die Leute wollten es hören! Wohlan! Nun kam der zweite große Zauber der Könnemann'schen Volksreden. Von der sittlichen Überlegenheit des Proletariates sprach er. Von der von Karl Marx vorausgesagten Zerfetzung der bürgerlichen Welt an eigener Fäulnis. Er beschrieb eingehend diese Fäulnis, dieses Wohlleben, diese Erbarmungslosigkeit, dieses unbekümmerte Weitertanzen der Glücklichen. Und daneben malte er grell die Not hin. Und dann die Kraft, die Macht und die unausbleibliche Herrlichkeit. Alsdann gedachte er der Gewerkschaftssekretäre, die treu und zäh an der Heranführung des Endzieges arbeiteten. Aber was nützt ihre Arbeit, wenn im Volk noch immer so viele Laue und Gleichgültige, Verbitterte und Ver-

ärgerte sich zurückhalten? Ihnen wolle er jetzt mal ins Gewissen sprechen! „Also Kleinarbeit der Genossen, emsige Kleinarbeit! Organisiert euch!“

Sog gewann er den wichtigsten Beifall, nämlich das stumme Zuhören und Zufriedensein der mächtigen Männer, der Funktionäre, der Sekretäre, der Abgeordneten, der Führer und Macher.“

\* \* \*

### „Drei zusammen“.

(Aus „Alle Tage Gloria, Geschichten von unserer Tochter Mannanne“, mit photographischen Aufnahmen von Hermann Fischer. Brunnen-Verlag, Berlin.)

Zwischen Vati und Mütti hat es eine schwüle, ernste Konferenz gegeben, denn Mütti hat Vati erzählt:

„Ich habe ihr heute gesagt, wenn Vati das erfährt, dann wird er böse sein auf dich. Und Marianne hat sehr genau und zuversichtlich ausgesprochen: Vati haut nicht!“

Und nun ist ausgemacht und fest beschworen, daß Vati doch mal haut. Vati lauert bloß noch auf die Gelegenheit.

Das kommt ihm aber so gemein vor, daß er zuletzt auf eine ganz andere Gelegenheit wartet. Und weil Mannanne, als sie allein mit ihm war, immerzu den Finger angeleckt hat und immerzu in die Zuckerdose fahren wollte, hat Vati das Mädchel auf den Schoß genommen und ihm eindringlich gesagt:

„Du bist gar keine liebe Tochter. Und nun nimm dir all den Zucker und isß ihn auf. Aber meine liebe Tochter bist du gar nicht mehr.“

Und dann hat er sie hingesezt und ihr den Zucker gegeben. Aber Mannanne hat nun keinen Zucker mehr gemocht und hat zum Erbarmen tief und weh geweint. Es ist Vati in Wahrheit grausam durch und durch gegangen, denn er fühlte es mit, wie hier die Seele selber weinte. Er hat ihr aber nicht herausgeholfen. Nur dies eine hat er mit Bangen gefühlt und erlitten, wie kostbar und wie zart so ein Menschenkind und Kinderseelchen ist, und wie schwer es wiegt für den, in dessen Hand es liegt.

Und dann ist aus tiefer Pause hervor neben ihm etwas aufgetaucht, das fühlte sich glatt und seidig an, das war Mannannes Schopf, und darunter kam es warm und lebendig hervor und von einem ganz kleinen Mündlein landete ein unbeschreiblich liebes, demütiges, zartes Küßchen auf Vatis Hand. Und als er hinguckte, fand er zwei Augen vor sich, die bettelten so innig und so bang und so gutwillig, daß es ihm abermals tausend Schmerzen schuf, denn dies war sein Kind und begehrte wieder Einlaß zu ihm. Und zuletzt schleppte das Kind mit beiden Händchen und gegen die Brust gedrückt die große Zuckerdose heran und sah ihn unverwandt an aus Augen, die mehr denn Worte sprachen und jedes Wort war köstlicher und reiner als alles Evangelium.

Und weiter war nichts. Nur nahm Vati sie zu sich auf den Schoß, das kleine Liebkind, und sie saß klein und schmiegsam und geborgen wie ein Häuflein dummen Unglücks bei ihm, warm, kindlich, lieb und ganz und gar seine „liebe Tochter“.

Das sagte sie ihm auch, unverlangt, wiewohl sie sonst bödig und widerborstig vor „Danke schön“ und ähnlichen grausamen Dressuren zurückfällt.

„Bis'n du nu wieder lieber Vati?“

Und is'n nu natürlich Vati wieder I i e b e r Vati, und Mannanne is'n nu auch wieder ganz, ganz doll, liebe Tochter, und es wird dämmerig und dunkel und sie reden beide mitsammen sehr ernst und vernünftig und recht herzenswarm und heimlich und Mannanne nickt jedesmal mit dem Köpfschen. Sie weiß jetzt, daß Vati sie gewiß nicht gerne hauen mag und Vati mag sie überhaupt gar nicht hauen, aber sie muß dann auch immer liebe Tochter sein.

Na, und das soll ja nun auch immer so sein. Bloß Mütti soll er das nicht erzählen.

Gott bewahre! Nein, das erzählt Vati natürlich keinem Menschen.

Über Mannanne hat es Mütti am andern Tag selber erzählt.

Und nun sind alle drei immer ganz lieber Vati und ganz liebe Mütti und ganz, ganz liebe Tochter Mannanne.

Das ist so warm und weich und schummerig wie ein Nest für junge Rücken in den Flaumfedern."

# Aus Zeit und Streit

## Nochmals Radiowünsche.

An dieser Stelle äußerte in der Aprilnummer Ingenieur E. Baerlocher, St. Gallen, den sehr berechtigten Wunsch, unsere *Landesväter* in Bern möchten sich doch endlich auch *des Radios* bedienen, um mit dem Volk in nähere und bessere Verbindung zu kommen. — Vielleicht warten unsere Bundesräte nur noch auf die Eröffnung des dritten Landesenders, der demnächst im italienischen Teil der Schweiz (auf dem Monte Ceneri) betriebsbereit wird. Dann können gleichzeitig drei Bundesräte in ihrer Muttersprache reden, jeder zu dem Landesteil, der ihm zunächst am Herzen liegt.

Von den Ansagern des deutschschweizerischen Landesenders darf anerkennend gesagt werden, daß sie sich im allgemeinen bemühen, deutlich zu sprechen. Leider brauchen sie noch öfters überflüssige *Fremdwörter*.

Wir lehnen nicht blindwütend jedes Fremdwort ab; aber wir verlangen, daß alle diejenigen gemieden werden, für die ein ebenso klares und kurzes deutsches Wort vorhanden ist.

So selbstverständlich es ist, daß am Lausanner-Sender gutes Französisch und am Luganeser-Sender gutes Italienisch gesprochen wird, ebenso selbstverständlich sollte es sein, aus Zürich, Bern und Basel nur gutes Deutsch zu hören. Man scheint aber nicht zu wissen, daß man bei der täglich zweimaligen Zeitangabe für Observatorium Neuchâtel auch sagen könnte *Sternwarte Neuenburg*. Nur hier und da hören wir *Wettervorausgabe* statt des häßlichen *Wetterprognose*. Die schwankende Sprache eines Ansagers zeigt sich auch, wenn er abwechselt mit *Schallplatten-* und *Grammophoneinlagen*.

Wir erwarten vom deutschschweizerischen Landesender nicht eine Anpassung an die Hörer, die sich einer verfälschten, von Fremdwörtern wimmelnden Sprache bedienen, sondern wir verlangen von ihm für die Zukunft noch *vermehrte Reinheit* bei der *Benützung unserer deutschen Muttersprache*.

E. Egli.

## Berichtigung.

Herr Dr. Georg C. L. Schmidt, Zürich, Zollikerstraße 261, Mitarbeiter der N. Z. Z. und Mitglied der „Liberalen Jugend“, ersucht uns, zu berichtigen, daß er nicht identisch ist mit Herrn Dr. Georg Schmidt, Assistent des Basler

Kunstgewerbemuseums, Kunstreferent der National-Zeitung und der in unserm letzten Heft besprochenen kommunistischen Zeitschrift „Information“. Wir geben dieser Berichtigung gerne Raum.